

## Über die literarischen Funde von Ostturkistan.

Wenn dem Vertreter der indischen Philologie der Auftrag wird, am heutigen Tage über eine Frage seiner Wissenschaft zu sprechen, so ist ihm damit eigentlich auch schon das Thema gestellt: die Funde von Ostturkistan. Kein anderes Unternehmen der letzten zwanzig Jahre hat so befruchtend auf den verschiedensten Gebieten der indischen, der iranischen und der ostasiatischen Altertumswissenschaft gewirkt, hat dem Auge des Forschers so ungeahnte Weiten erschlossen und so tiefe Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Ost und West eröffnet wie die archäologische Erforschung Zentralasiens. Deutschland hat sich in friedlichem Wettstreit mit anderen Völkern an der Hebung der Schätze beteiligt, und in dem Berliner Museum für Völkerkunde ist eine Fülle von Denkmälern geborgen, die sonst früher oder später der Spitzhacke des türkischen Bauern zum Opfer gefallen oder durch die Geldgier des einheimischen Schatzgräbers in alle Winde zerstreut wären. Mir selbst ist damit eine Aufgabe zugefallen, die ich dankbar als eine Gunst der Sarasvati empfinde; ich darf innerhalb der Grenzen meiner Wissenschaft mitarbeiten an der Erschließung und Aufhellung dieser kostbaren Reste einer vergangenen Zeit. So habe ich auch persönlich wohl Anlaß, Ihnen heute von jenen Entdeckungen zu berichten, die uns unbekannte Völker und unbekannte Sprachen und unbekannte Literaturen kennen gelehrt haben und vor unsern Blicken das Bild einer Kultur wieder neu erstehen lassen, die in Nacht und Nebel versunken zu sein schien.

Ostturkistan ist eine gewaltige Mulde, von mächtigen Schneeketten eingefafßt; im Norden dehnt sich der himmelragende Tienschan, im Westen lagert sich das Pamir vor, das Dach der Welt, im Südwesten die Karakoramkette und im Süden der Kwenlün, das Rückgrat Asiens. Nach Osten bildet das Sumpffgebiet des Lob eine Scheide gegen die salzdurchdrungene Gobi. Der größte Teil des Gebietes ist wasserlose Wüste. Von den Rändern der Mulde aber stürzen zahlreiche Bäche und Flüsse herab, von denen einige so stark sind, daß sie sich selbst durch den Wüstensand den Weg bis zum Tarimbecken bahnen. Hier war die Möglichkeit für Ackerbau gegeben, der bei dem minimalen Regenfall ganz auf Bewässerungsanlagen angewiesen ist; hier entstanden feste Siedelungen, die eine mehr als lokale Bedeutung erlangten als

Stützpunkte für den Verkehr von China nach dem Westen, denn für den Seidenhandel, an dem das Abendland seit den letzten Tagen der römischen Republik beteiligt war, standen nur die beiden Wege am Nord- oder am Südrand der Wüste von Ostturkistan offen.

Das Land ist seit dem Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. ein Tummelplatz der in ewiger Unruhe begriffenen Völker Ostasiens gewesen. Historische Nachrichten, insbesondere der Chinesen, ergänzt durch unsere Funde, zeigen, daß es nacheinander indische Stämme und Tocharer, Hunnen, Saken und Ostiranier, Tibeter, Türken, Kirgisen und Mongolen bei sich zu Gäste gesehen; von Osten her versuchte ständig, wenn auch mit vielfach wechselndem Erfolge, China Hand auf das Land zu legen, das ihm als Durchgangspforte zum Westen unentbehrlich war. Ein anschauliches Bild der Verhältnisse, wie sie sich im siebentem Jahrhundert gestaltet hatten, also zu einer Zeit, die der Entstehungszeit der Mehrzahl unserer Handschriften nicht allzufern liegt, hat uns Hiuen-Tsang gegeben. Als er im Jahre 629 nach Indien pilgerte, um die Stätten zu schauen, wo der Stifter seiner Religion gewandelt, und die heiligen Schriften seines Glaubens zu sammeln, wählte er den nördlichen Weg. Nach der beschwerlichen Durchquerung des westlichen Teils der Gobi gelangte er nach Kao-ch'ang, d. i. Chotscho, der Hauptstadt des heutigen Turfan, wo der Fürst ihn mit fast erdrückenden Ehren aufnahm. Zehn Jahre später erlag Kao-ch'ang der Macht Chinas und wurde für eine Weile zu einer Präfektur des Kaiserreiches gemacht. Von Kao-ch'ang zog der Pilger weiter durch drei Staaten, die er in seiner Sprache als A-k'i-ni, Ku-cih und Poh-lu-ka bezeichnet. Bei der Heimkehr schlug er die südliche Straße ein durch die Reiche von Kaschgar, Yarkand und Khotan. Hinter den Sümpfen von Ni-yang, der östlichen Grenzstadt Khotans, begann die Wüste, wo der Sand durch den Wind in ständiger Bewegung gehalten wird, wo kein anderes Wegzeichen mehr erscheint als die aufgehäuften Knochen verendeter Zugtiere und wo der einsame Wanderer alle Augenblicke ein Winseln und Klagen zu hören vermeint, das ihn verwirrt, so daß viele jämmerlich umkommen. Hier lagen die alten Reiche von Tu-ho-lo, d. i. Tokhāra, und Che-mo-t'o-na. Aber schon damals waren die tocharischen Städte nur noch Ruinen, und hinter den hohen Mauern von Che-mo-t'o-na, die der Zerstörung widerstanden hatten, wohnte nur das Schweigen des Todes. Blühendes Leben aber regte sich in den Reichen von Kao-ch'ang bis Khotan. Überall war der Buddhismus die herrschende Religion; viele Tausende von Mönchen lebten in den Klöstern des Landes, am Nordrande sämtlich Anhänger der Schule der Sarvāstivādins, in Yarkand und Khotan Bekenner des Mahāyāna. Die Religion war aber auch fast das einzige,

was der Bevölkerung gemeinsam war. Der chinesische Reisende ist ein scharfer Beobachter. Überall bemerkt er Verschiedenheiten im Charakter und in der Tracht, in Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Schrift. Die letztere ist allerdings in allen Fällen der indischen entlehnt, aber in mannigfacher Weise verändert. Von der Sprache Kaschgars wird ebenso wie von der Khotans behauptet, daß sie von der Sprache anderer Länder verschieden sei; die Sprache von Yarkand unterschied sich von der von Khotan; die Sprache von Poh-lu-ka wich ein wenig von der des benachbarten Ku-cih ab. Jene Staaten waren also nicht nur politische Gebilde, sondern nationale Verbände, wenn auch sicherlich der Rasse nach vielfach gemischt, der Niederschlag der Völkerwanderungen der ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderte. Eine neue Kulturperiode beginnt für das Land mit der Ausbreitung der Macht des türkischen Stammes der Uiguren. Sie saugen die vorhandenen Volksbestandteile auf und formen das Volk, nach dem das Land noch heute seinen Namen trägt. In Chotscho entsteht ein Reich, dessen Glanzzeit in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts fällt. War bis dahin Ostturkistan in religiöser Beziehung eine Provinz Indiens gewesen, so tritt nun neben den Buddhismus das nestorianische Christentum und der Manichäismus, dessen Stellung gefestigt ist, seit der Herrscher von Chotscho, Buyuy Chän, zu ihm übergetreten ist. Bald freilich erhebt sich ein Feind, der sich stärker erweisen sollte als Buddhismus und Christentum und Mānis Lehre, der Islam. In Kaschgar finden die ersten Bekehrungen statt; dort herrschen die ersten islamischen Dynastien. Der Einfall der Kirgisen, die Völkerstürme, die seit dem 12. Jahrhundert wieder von Osten heranbrausen, brechen die Macht auch des östlichen Reiches. Die alten Religionen fristen wohl noch eine Zeitlang ein kümmerliches Dasein; europäische Reisende berichten noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Christen und Götzendienern im alten Uigurenreiche. Aber der Siegeszug des Islams ist unaufhaltsam. Seit dem 14. Jahrhundert gehört ganz Turkistan dem mohammedanischen Kulturkreise an, und daran hat auch die 1758 erfolgte Besitzergreifung des Landes durch China nichts geändert.

Wenn aber auch das Wort der Lehre Gautamas, Christi und Mānis verklang, die Werke, die frommer Sinn in jener alten Zeit geschaffen, haben den Verfall überdauert. Klosterbauten, die durch Wandmalereien oder Inschriften oder Handschriftenfunde als christlich erwiesen werden, sind in den Ruinen von Bulayiq und in Chotscho entdeckt worden. Im Mittelpunkt dieser Stadt hat sich eine große manichäische Anlage erhalten. Hier fand sich ein Wandgemälde, das vielleicht das wertvollste Stück der an Originalfresken einzig dastehenden Berliner Sammlung bildet, die Darstellung eines manichäischen Priesters, um-

ringt von den Gläubigen, Männern und Frauen, in ihrer charakteristischen Tracht. Das Bild wurde in dem Augenblicke, als die deutsche Expedition anlangte, von schatzsuchenden Bauern herabgerissen und konnte so gerade noch zur rechten Zeit vor der Zerstörung bewahrt werden. Zahllos sind die Reste buddhistischer Denkmäler. Es ist unmöglich, ohne die Benutzung von Abbildungen einen Begriff von der Bautätigkeit jener Zeit zu geben, die sich in Tempeln, Stūpas und Klöstern erschöpfte. Für die Geschichte der ostasiatischen Kunst liefern sie mit ihren Fresken, ihren Terrakotten und Stückstatuen ein unschätzbares Material. Indien hat der zentralasiatischen Kunst nicht nur die Stoffe, sondern auch die Formen geliefert. Jener Ableger griechischer Kunst, der in der nordwestlichen Ecke Indiens, in Gandhāra, zu so hoher Blüte gediehen war, ist nach Turkistan verpflanzt worden; noch die handwerksmäßig hergestellten Fresken, die der letzten uigurischen Stilperiode angehören, lassen vielfach in der Gesamtkomposition wie in Einzelheiten die alten Vorbilder erkennen. Daneben läuft ein Strom rein hellenistischer Kunst, und vor allem macht sich ein starker iranischer Einfluß bemerkbar, der oft merkwürdige Parallelen im Abendlande aufweist. So hat z. B. STRZYGOWSKI gezeigt, daß die Deckenmalerei in der Nāgahöhle von Schortschuq ihr Gegenstück in den Mosaiken von S. Costanza bei Rom hat. Je tiefer wir zeitlich herabkommen, um so bunter wird die Mischung verschiedener Stile, um so verwickelter werden die Probleme, zu deren Studium die Veröffentlichungen STEINS, GRÜNWEDELS und VON LE COQS schon jetzt Gelegenheit geben. Es wird für Jahrzehnte die reizvolle Arbeit des Archäologen und Kunsthistorikers sein, die vielfach verschlungenen Fäden, die von West nach Ost und von Ost nach West ziehen, aufzuspüren und zu entwirren; den Sprachforscher und Philologen hat Turkistan vor eine nicht minder mühevollere, aber auch nicht minder lohnende Aufgabe gestellt. Der Lößstaub, der in erstickenden Stürmen einherwirbelt, der alles begrabende wandernde Dünensand sind treue Hüter auch der literarischen Schätze gewesen; sie haben Turkistan für uns zu dem gemacht, was Ägypten in den letzten Jahrzehnten für die klassische und vorderasiatische Altertumswissenschaft geworden ist.

Der erste Handschriftenfund, der zur Kenntnis der europäischen Gelehrtenwelt gelangte und den Anstoß zur archäologischen Erforschung Zentralasiens gegeben hat, war ein Birkenrindenmanuskript, das zwei Türken im Jahre 1890 in einem Stūpa bei Qum-Tura fanden. Sie verkauften es an den englischen Leutnant BOWER, der sich damals in Kutscha aufhielt. BOWER übergab seinen Fund der Asiatischen Gesellschaft in Calcutta, und im folgenden Jahre veröffentlichte der philologische Sekretär der Gesellschaft, HOERNLE, einen Bericht über die

Handschrift, die großes Aufsehen hervorrief. Vor allem imponierte das Alter der Handschrift. Indische Handschriften pflegen, an abendländischen gemessen, verhältnismäßig jung zu sein; der zerstörende Einfluß des Klimas und der unvermeidliche Insektenfraß zwingen zu fortwährender Erneuerung. Die ältesten in den westlichen Teilen des Landes und in Nepal erhaltenen Palmblatthandschriften gehen bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts zurück. Außerdem waren nur zwei vereinzelte Palmblätter bekannt, die im Jahre 609 aus Indien über China nach Japan gekommen waren, wo sie in dem berühmten Kloster von Horiuzi als ehrwürdige Reliquien aufbewahrt wurden. Jetzt lag eine vollständige umfangreiche Handschrift vor, in Guptacharakteren geschrieben, und daher unzweifelhaft aus dem nordwestlichen Indien und spätestens aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammend. Die genaueren Untersuchungen haben später ergeben, daß sie in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts gehört. Die Möglichkeit solcher Entdeckungen regte zu weiteren Nachforschungen an. Die russische archäologische Gesellschaft bat den russischen Generalkonsul in Kaschgar, die englische Regierung beauftragte ihre politischen Agenten in Kaschmir, Ladak und Kaschgar, nach ähnlichen Handschriften Umschau zu halten; ein Missionar der mährischen Brüdergemeinde in Leh sammelte aus eigenem Antriebe. So gelangten die Handschriften, die nach ihren Sammlern als die PETROVSKI-, MACARTNEY- und WEBER-Manuskripte bekannt sind, nach Petersburg und Calcutta. Ihren Grundstock bilden Handschriften aus einem größeren Funde, den bald nach der Entdeckung des BOWER-Manuskripts türkische Bauern in Kutscha machten und der geraume Zeit im Hause des Qāzi als Spielzeug für die Kinder lag.

Inzwischen war eine andere, nicht minder wichtige Entdeckung gemacht worden, die allerdings erst einige Jahre später bekannt wurde. Im Frühling des Jahres 1892 erwarb der französische Reisende DUTREUIL DE RHINS in Khotan drei kleine oblonge Hefte, die mit andern Funden der Expedition nach Paris gesandt wurden. Im Jahre 1897 legte SENART auf dem Orientalistenkongreß in Paris die Handschrift vor. Wir sind jetzt an Überraschungen aus Zentralasien gewöhnt; damals riefen, wie ich mich persönlich wohl erinnere, SENARTS Mitteilungen unter den Mitgliedern der arischen Sektion freudiges Staunen hervor. Der Fund erwies sich als ein Birkenrindenmanuskript, in Kharoṣṭhī-Charakteren geschrieben, die bisher nur aus Inschriften des äußersten Nordwesten Indiens bekannt waren; der Vergleich mit der epigraphischen Schrift zeigte, daß es aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammte. Den Inhalt bildete eine Sammlung von Strophen, die größtenteils im Pali-Kanon wiederkehren, aber hier in einem Prakritdialekte auftreten, der bis dahin in literarischen Werken nicht gefunden war.

Das Manuskript war ein Fragment; mit um so größerer Freude wurde es begrüßt, als im Anschluß an die Bemerkungen SENARTS der Petersburger Sanskritist VON OLDENBURG mitteilen konnte, daß ein anderer Teil desselben Manuskripts, und zwar der größere, nach Petersburg gelangt sei.

Es ist begreiflich, daß man sich durch diese mehr oder weniger dem Zufall verdankten Erfolge veranlaßt sah, die systematische Durchforschung des Landes vorzunehmen. Die Russen waren die ersten auf dem Plan. 1898 arbeitete der Akademiker KLEMENTZ in den Ruinenstätten im Norden, und im folgenden Jahre gab RADLOFF auf dem Orientalistenkongresse in Rom die Anregungen, die zur Begründung der internationalen Assoziation zur Erforschung Zentral- und Ostasiens führten. Was dem Boden abzurufen sei, zeigten dann die Grabungen, die MARC AUREL STEIN 1900—1901 mit Unterstützung der indischen Regierung in der Gegend von Khotan unternahm. STEINS Reise brachte auch noch einen Nebengewinn. In den letzten Jahren waren zahlreiche Handschriften und Blockdrucke in mysteriösen Schriftzeichen in Kaschgar zum Verkauf angeboten und hatten willige Abnehmer gefunden. Europäische Gelehrte zerbrachen sich den Kopf darüber; allmählich begann man mißtrauisch zu werden. STEIN vermochte diese Dokumente als Fälschungen nachzuweisen. Es gelang ihm, des nicht unintelligenten Hauptes dieser Gesellschaft zur Herstellung zentralasiatischer Altertümer habhaft zu werden, ihn zu überführen und aus seinem eigenen Munde die Beschreibung der Fabrikationsmethoden zu vernehmen. Seitdem sind Fälschungen nicht mehr zum Vorschein gekommen; sie dürften heute, wo das Auge geübter ist, auch kaum irgendwelche Aussicht auf Erfolg haben.

Die reichen Ergebnisse der STEINSchen Reise stachelten zu erneuter Tätigkeit an. Hatten STEINS Forschungen dem Südwesten gegolten, so ging die erste deutsche Expedition unter GRÜNWEDEL und HUTH 1902 nach Turfan im Norden der Wüste. Inzwischen hatte sich durch die Bemühungen PISCHELS ein deutsches Komitee zur Erforschung Zentralasiens gebildet, das mit staatlicher Unterstützung in den Jahren 1904—1907 nochmals zwei Expeditionen unter der Führung von LE COQS und GRÜNWEDELS nach dem Norden aussandte. Kutscha und Turfan wurden jetzt gründlicher durchforstet, als es das erstemal möglich gewesen war, und haben die Mühe glänzend gelohnt. Augenblicklich ist der unermüdlige VON LE COQ wiederum in der Umgegend von Qyzil tätig. 1906—1908 machte STEIN eine zweite Reise, die ihn weit über Khotan hinaus nach dem Osten und von dort an den Nordrand und quer durch die Taklamakanwüste führte. Seine schönsten Entdeckungen machte er im Gebiete von Tun-huang. Hier fand er den langvergessenen west-

lichsten Teil der großen Mauer auf, die einst China vor den Einfällen der Hunnen zu schützen bestimmt war. Hier spielte ihm ein glücklicher Zufall und kluge Diplomatie einen über Erwarten großen literarischen Schatz in die Hände. Wenige Jahre vor seiner Ankunft hatte ein taoistischer Priester in den Hallen der tausend Buddhas, einem System von ungefähr 500 Höhlen, das wabengleich eine Bergwand bei Tun-huang durchzieht, ein vermauertes Gemach gefunden, das eine nach Tausenden von Handschriften zählende Bibliothek enthielt. Nach den Daten der Manuskripte zu urteilen, muß der Raum im Anfang des 11. Jahrhunderts verschlossen worden sein. STEIN wußte sich einen bedeutenden Teil dieser Handschriften zu sichern; ein anderer gelangte in die Sammlungen des französischen Sinologen PELLIOU, der in den Jahren 1906—1907 Turkistan bereiste. Sogar die Reiche des fernen Ostens haben sich an der Erforschung Turkistans beteiligt. 1902 entsandte Japan den buddhistischen Priester Grafen OTANI, der in Kutscha mit ziemlichem Erfolge Ausgrabungen veranstaltet haben soll, und die Reste der Höhlenbibliothek von Tun-huang sind, um sie vor Zerstörung zu bewahren, in die Nationalbibliothek von Peking überführt worden. So ist, abgesehen von den archäologischen Funden, allmählich eine ungeheure Menge von Handschriften und Blockdrucken in den Bibliotheken und Museen von Petersburg, London, Oxford, Calcutta, Berlin, Paris, Tokio und Peking geborgen. Fast jedes Material, das sich zur Beschreibung mit Feder oder Pinsel darbietet, ist vertreten: Palmblätter, Birkenrinde, Holz, Bambusrohr, Leder, Papier und Seide. Fast unübersehbar ist die Zahl der Alphabete. Man zählt etwa ein Dutzend verschiedener Sprachen, zum Teil wieder dialektisch geschieden, und darunter eine ganze Reihe, von denen man bisher nichts oder so gut wie nichts wußte. Es ist gewiß ein Zeichen für die Kraft der jüngsten der Philologien, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen ist, Ordnung in diese Massen zu bringen, unbekannte Schriften zu entziffern und unbekannte Sprachen zu deuten und ihre Zugehörigkeit zu bestimmen; daß den Orientalisten trotz alledem nicht das Ergetzen kommt, zu schauen, wie sie es zuletzt so herrlich weit gebracht, dafür sorgen die Texte schon selber.

Schon unter den ersten Funden, die nach Calcutta und St. Petersburg kamen, fanden sich Bruchstücke von Handschriften, die in einer Abart der indischen Brāhmī geschrieben, aber sicher nicht in Sanskrit verfaßt waren. Da die Schrift wenigstens in ihren Grundzügen klar war, gelang es HOERNLE, indische Namen und Ausdrücke der buddhistischen Terminologie und indische Bezeichnungen für Arzneimittel zu entziffern, die den Inhalt der Handschriften charakterisierten. LEUMANN stellte dann fest, daß es sich um zwei verschiedene Sprachen handle,

die er als die Sprachen I und II unterschied. Über die erste Sprache war man eine Zeitlang im unklaren; man vermutete Zusammenhang mit dem Alttürkischen. Das Verdienst, ihren wahren Charakter festgestellt zu haben, gebührt SIEG und SIEGLING, die im Jahre 1907 sie als eine indogermanische Sprache erkannten. Zahlwörter, Verwandtschaftsnamen, Bezeichnungen von Haustieren und Körperteilen machen das zweifellos. Merkwürdig ist, daß diese Sprache engere Beziehungen zum Griechischen und Lateinischen und Germanischen erkennen läßt, dagegen keine Ähnlichkeiten mit den benachbarten arischen Sprachen zeigt. Es scheint daher, daß sie dem westlichen Zweige der großen indogermanischen Familie angehört, wenn es auch zur Zeit kaum möglich ist, etwas über ihre genauere Stellung zu sagen. Welche Schicksale das Volk, das diese Sprache redete, an die äußerste Grenze der indogermanischen Welt verschlagen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls muß es bedenklich erscheinen, sein Vorhandensein in Turkistan als ein Argument für die Theorie der asiatischen Heimat der Indogermanen zu verwerten. Den Namen der Sprache liefert uns ein Kolophon, den F. W. K. MÜLLER in einer uigurischen Handschrift entdeckt hat. Danach war das Werk, das den Titel Maitrisimit trägt, aus dem Sanskrit in die Tocharisprache und von da in das Türkische übersetzt. Nun sind zusammen mit der türkischen Handschrift Bruchstücke von drei verschiedenen Handschriften des Werkes in der Sprache I gefunden. In einer dritten Sprache liegt das Werk bis jetzt wenigstens nicht vor. Der Schluß, daß die Sprache I das Tocharische sei, ist danach unabweislich. Der Name Tochara haftete innerhalb der Grenzen Turkistans noch im 7. Jahrhundert an der versandeten Oase östlich von Khotan. Zweifelhaft ist es noch, wieweit die Tocharer mit dem Volke identisch sind, das im 2. Jahrhundert v. Chr. Baktrien besetzte und von dort aus seine Herrschaft bis weit nach Indien hinein ausdehnte, und das von den Chinesen als Yüe-chi, von den abendländischen Schriftstellern als Indoskythen bezeichnet wird. Aus der Tatsache, daß von den letzten indoskythischen Herrschern Kaniska, Huviska und Vāsudeva auf ihren Münzlegenden eine Sprache gebrauchten, die nicht mit der Sprache I, sondern mit der Sprache II übereinstimmt, kann aber auf keinen Fall geschlossen werden, daß dieser die Bezeichnung »tocharisch« zukomme. Selbst wenn jene Fürsten wirklich Tocharer gewesen sein sollten, läßt sich die Verwendung der zweiten Sprache ungezwungen aus den politischen Verhältnissen erklären.

Das Tocharische liegt uns, wie SIEG und SIEGLING zuerst feststellten, in zwei Dialekten vor, die vielfach weit auseinandergehen und die man vorläufig durch die Buchstaben A und B unterscheidet. A macht den altertümlicheren Eindruck. Nach den Fundorten zu urteilen, war



die Heimat des Tocharischen der Nordrand der Wüste von Kutscha bis Chotscho. Die beiden Dialekte bestanden nebeneinander; doch sind in den Mingoï bei Qyzil bis jetzt nur Handschriften der Gruppe B zutage getreten. Auf Holztäfelchen geschriebene Karawanenpässe in dem Dialekt B, die sich wegen der Erwähnung eines Königsnamens datieren lassen, hat PELLIOU bei Kutscha gefunden und LÉVI entziffert; sie beweisen, daß der Dialekt B im 7. Jahrhundert die Umgangssprache von Kutscha war. Die Texte in dem ersten Dialekte füllen einen stattlichen Band, der der Veröffentlichung harret; Proben und grammatische Untersuchungen des zweiten Dialektes haben uns, außer HOERNLE, MIRONOV und LEUMANN, LÉVI und MEILLET gegeben. So vieles auch im einzelnen noch unsicher sein mag, so sind doch die Grundzüge der Sprache schon deutlich. Sie zeigt, wie es kaum anders zu erwarten war, kein altertümliches Gepräge. Weitgehender Schwund der Vokale hat insbesondere die Nominalflexion zerrüttet; Kasusbezeichnungen werden, wie es scheint, in großem Umfange durch Suffixe ausgedrückt, die der Sprache auf den ersten Blick ein fremdartiges unindogermanisches Aussehen geben. Klarer tritt ihre Herkunft in den Verbalformen hervor, die charakteristische indogermanische Erscheinungen, wie die Perfektreduktion, den *s*-Aorist usw. erkennen lassen. Die Zahl der Texte ist groß genug, um diese Sprache über den Wert einer Kuriosität herauszuheben; schon ist sie mit Glück für die Etymologie anderer indogermanischer Sprachen herangezogen worden. Ob uns die tocharischen Texte auch inhaltlich viel Neues bieten werden, läßt sich heute noch nicht beurteilen. Es sind zweifellos im wesentlichen Übersetzungen und Bearbeitungen buddhistischer und medizinischer Sanskritschriften. Unter den Pariser und Berliner Fragmenten der Gruppe B finden sich Reste von Dramen, die ihre Stoffe der buddhistischen Legende entlehnen. Auch sie gehen, wie schon die Erwähnung des Vidūṣaka verrät, auf indische Originale zurück und liefern so die willkommene Bestätigung für die Pflege dramatischer Kunst in den buddhistischen Kreisen Indiens, die uns andere Entdeckungen in Turkistan hatten ahnen lassen.

Sprachwissenschaftliches Interesse knüpft sich zunächst auch an die Texte in der Sprache II, um deren Aufhellung sich HOERNLE, v. STAËL-HOLSTEIN, KONOW, PELLIOU, GAUTHIOT und vor allem LEUMANN bemüht haben. Sie liegt uns in zwei Gruppen von Texten vor. Die eine wird durch geschäftliche Urkunden repräsentiert, die meist vollständig datiert sind, wenn auch die zugrunde liegende Ära vorläufig unbekannt ist; die zweite Gruppe bilden umfangreiche buddhistische Texte, zum Teil ebenfalls mit Daten versehen. Während aber von den tocharischen Fragmenten sicherlich viele aus Werken der Sarvāstivādin stammen, scheinen die Texte der Sprache II meist der späteren Mahā-

yānaliteratur anzugehören; so die Vajracchedikā, das Aparimitāyuhśūtra, das Suvarṇaprabhāśasūtra, das Saṅghātasūtra, die nur teilweise übersetzte Adhyardhaśatikā Prajñāpāramitā. Daß die Sprache dieser Texte und die Sprache der Urkunden zusammenhängen, blieb eine Zeitlang verborgen. Während HOERNLE den indoiranischen Charakter der Geschäftssprache richtig erkannte und in ihr Anklänge an die sogenannten Ghalchahdialekte des Pamir fand, bezeichnete er die literarische Sprache kühn als prototibetisch. Sie hat mit dem Tibetischen nichts zu tun. LEUMANN stellte fest, daß die Geschäftssprache nur ein jüngerer Dialekt der literarischen Sprache sei und daß auch diese wieder in einer älteren und einer jüngeren Varietät vorliege. LEUMANN glaubte einen neuen Sproß der arischen Sprachfamilie entdeckt zu haben; er stellte ihn als das Nordarische dem Süd-arischen, dem Indischen, und dem Westarischen, dem Iranischen, zur Seite. In der Tat tritt uns hier eine Sprache entgegen, die durch Laute und Formen als iranisch gekennzeichnet, aber so stark mit indischen Wörtern durchsetzt ist, daß man sie als ein indianisiertes Iranisch bezeichnen kann. Das aber ändert, wie KONOW mit Recht betont hat, nichts an der Tatsache, daß die Sprache zu den iranischen zu zählen ist; das Englische ist trotz seiner romanischen Elemente eine germanische Sprache. Das Volk, das diese Sprache für seine heiligen Schriften wie für seine Urkunden verwendete, muß im Süden des Landes gewohnt haben. Nur in dieser Gegend sind Texte in dieser Sprache gefunden worden; ein einziges Blatt, das aus Schortschuq stammt, wird durch einen Zufall dorthin verschleppt sein. Der literarische Charakter der buddhistischen Texte weist in dieselbe Richtung; nach Hiuen-Tsang war das Mahāyāna das herrschende System in Yarkand und Khotan. Die indische Schrift, der schrankenlose Gebrauch indischer Lehnwörter, die nicht nur buddhistische Termini, sondern auch Ausdrücke des täglichen Lebens umfassen, machen es wahrscheinlich, daß die Sprecher längere Zeit auf indischem Boden saßen. Nun sind in Indien in nachchristlicher Zeit nur zwei iranische Völkerschaften als Eroberer aufgetreten, die Pallavas oder Pahlavas und die Śakas. Die Pahlavas werden doch aller Wahrscheinlichkeit nach Pahlavi gesprochen haben; was wir indischen Inschriften und Münzlegenden über die Sprache der Śakas entnehmen können, stimmt aber auffallend gut mit dem sogenannten Nordarischen überein, so vor allem die merkwürdige Bezeichnung des stimmhaften *z* durch die Ligatur *ys* und der Gebrauch der Zerebrallaute. Die Annahme, auf die wir so geführt werden, daß die neue Sprache das Sakische sei, erklärt zugleich, warum Kaṇiṣka und seine Nachfolger sich ihrer auf ihren Münzen bedienten. Die Śakas zogen, von den Yüe-chi gedrängt, nach Süden und waren die Herren im nörd-

lichen Indien, ehe die Yüe-chi dort anlangten. Es wäre daher ganz begreiflich, wenn diese die offizielle Sprache ihrer Vorgänger übernommen hätten. Man mag die Festlegung der beiden neuen Sprachen als tocharisch und sakisch zur Zeit noch als Hypothesen bezeichnen, aber sie stützen sich gegenseitig, und wenn eines Tages die eine durch ein direktes Zeugnis bestätigt werden sollte, wird, meine ich, auch die andere damit bewiesen sein.

Das Sakische ist nur ein kleiner Teil des Zuwachses, den die Iranistik gewonnen hat. Im Jahre 1904 gelang es F. W. K. MÜLLER, ein paar Fragmente auf Papier, Leder und Seide, die aus der Gegend von Turfan stammten, zu entziffern. Er konnte das Alphabet als eine Abart des Estrangelo bestimmen, die Sprache als Mittelpersisch und Türkisch und den Inhalt als Stücke aus der verloren geglaubten manichäischen Literatur. Das war der Anfang einer langen Reihe von glänzenden Entdeckungen, deren Ergebnisse zum größten Teile in den Schriften unserer Akademie gebucht sind. Eine Menge der dogmatischen und liturgischen Werke jener Religion ist wiedergewonnen, die von Vorderasien bis nach China vordrang und sich trotz blutiger Verfolgungen jahrhundertlang an den Küsten des Mittelmeers als Rivalin des Christentums behauptete, alles freilich in Trümmern, und doch ein unschätzbare Besitz, denn zum ersten Male vernehmen wir hier aus den eigenen Werken die Lehre, für deren Kenntnis wir bisher auf Augustins Streitschriften, die Acta Archelai, die Abschwörungsformeln der griechischen Kirche, den Fihrist al-'ulum des an-Nadim und andere gegnerische Darstellungen angewiesen waren. Man wird es diesen Berichten zugestehen müssen, daß sie sich einer Objektivität befleißigen, wie sie in religiösen Kontroversen nicht immer beobachtet ist. Die Grundzüge der Lehre, die ethische und physische Elemente in phantastischer Weise zu einer unlösbaren Einheit verbindet, sind, soweit eine Nachprüfung schon jetzt möglich ist, richtig gezeichnet; im einzelnen tritt freilich mancher Zug jetzt deutlicher hervor. Wenn KESSLER noch geneigt war, vorzugsweise an babylonische Quellen zu denken, so kann es jetzt als sicher gelten, daß wenigstens die unmittelbare Grundlage des Manichäismus der Zoroastrismus ist. Wenn wir von dem ausgesprochenen Dualismus, der beiden Religionen eigen ist, ganz absehen, bezeugen das schon die Namen. Die ganze Mythologie des Avesta kehrt hier wieder. Ein Stück aus dem von Māni selbst verfaßten Schapurakan nennt den Mihir und die Dämonen Āz, Ahriman, die Pairikas, den Āzidahāka; in einem Bruchstück, das nach der Überschrift aus einem eigenen Liede des Māni stammt, wird er der Sohn des Gottes Zarvān genannt, der im Zoroastrismus die Zeit repräsentiert und später zum höchsten Prinzip erhoben wird; in einem

Hymnus wird neben Mihir Frēdōn angerufen, der Thraētaona des Avesta und Fēridūn des Shāhnāmeḥ; Mānī wird der starke, mächtige Srōš genannt, Jesus Gott und Vahman, d. i. Vohumano. Mānī erhob den Anspruch, auch der Vollender des Christentums zu sein. In dem von MÜLLER aufgefundenen Stücke seines Evangeliums nennt er sich den Abgesandten Jesu, wie uns das schon Augustin berichtet hatte. Nach den Fragmenten zu urteilen, scheint es aber zu einer wirklichen Einschmelzung der christlichen Bestandteile nicht gekommen zu sein. Die Schichten liegen meist ziemlich unvermittelt nebeneinander. So geht der Beschreibung des Weltendes aus dem Schāpūrakān unmittelbar eine Schilderung des jüngsten Gerichtes oder, wie es hier genannt wird, des Kommens des Erkenntnisbringers, voraus, die sich eng an die Worte des Matthäusevangeliums anschließt. Auch andere Bruchstücke aus der Geschichte der Kreuzigung und Auferstehung Jesu, eine Stelle aus dem Hirten des Hermas zeigen, wie sich der Manichäismus christliche Schriften ohne weiteres zu eigen machte. Mānī erkannte auch den Buddha als seinen Vorläufer an. Deutliche Spuren buddhistischen Einflusses scheinen aber in den Fragmenten erst in späteren Stücken wie den Sündenbekenntnissen aufzutreten. Es wäre also immerhin möglich, daß hier eine spätere Entwicklung des zentralasiatischen Manichäismus vorläge. Er könnte hier auf altbuddhistischem Boden eine buddhistischere Färbung angenommen haben, wie er im Westen vielleicht verchristlicht wurde.

Äußerlich zeichnen sich alle manichäischen Handschriften durch Sorgfalt in der Ausstattung aus; viele sind mit Bildern geziert, die als Prachtstücke der Miniaturenmalerei gelten können. Diese Freude am künstlerischen Buchschmuck war altes Erbe; schon Augustin wendet sich in flammenden Worten gegen diese Bibliophilen: *incendite omnes illas membranas elegantesque tecturas decoris pellibus exquisitas, ut nec res superflua vos oneret, et Deus vester inde solvatur, qui tanquam poena servili etiam in codice ligatus tenetur.* Mit der Pflege der Malerei ehrte man das Andenken des Meisters, dem die Legende ähnliche fabelhafte Zeichenkünste zuschreibt wie dem Giotto und dessen Name bei den Persern stets Mānī der Maler lautet und in demselben Sinne gebraucht wird wie bei uns einst der Name Rafaels.

Sprachlich zerfallen die iranischen Schriften manichäischen Inhalts in drei Gruppen. Die einen sind in einem Dialekte verfaßt, der dem Pahlavi, der offiziellen Sprache des Sasanidenreiches, sehr nahe steht. Wir kennen diese Sprache aus einigen Inschriften und Texten der zoroastrischen Religion, vor allem der Übersetzung des Avesta. Dennoch bedeuten die von MÜLLER und SALEMANN herausgegebenen turkistanischen Texte eine unendliche Förderung unseres Wissens. Die

Schrift der bisher bekannten Denkmäler ist ganz unzulänglich; sie gibt nicht die Aussprache der Zeit wieder, und sie verwendet für die gewöhnlichen Wörter aramäische Kryptogramme, so daß man z. B. malkā schrieb, wo man shāh las. In der Schrift der Fragmente ist das vermieden, so daß wir hier zum ersten Male ein wirkliches Bild der eigentlichen mittelpersischen Sprache erhalten.

Eine zweite Gruppe ist in dem Dialekte des nordwestlichen Persiens abgefaßt, der zweifellos die Sprache der aus dieser Gegend stammenden Arsakiden, der Vorgänger der Sasaniden, ist. ANDREAS hat vermutet, daß das sogenannte Chaldäo-Pahlavi, das in Inschriften der Sasanidenkönige erscheint, mit dieser Sprache identisch sei. Er hat jetzt ein reiches inschriftliches Material für die Untersuchung dieser Frage in Händen, und wir dürfen hoffen, in naher Zukunft die Bestätigung seiner Ansicht aus seinem eigenen Munde zu vernehmen.

Wenn nicht der Zahl, so doch der Bedeutung nach an erster Stelle steht die dritte Gruppe, die teils in dem manichäischen, teils in einem jüngeren, dem sogenannten uigurischen Alphabete, geschrieben ist. ANDREAS hat in der Sprache dieser Fragmente sofort nach ihrem Bekanntwerden das Soghdische erkannt, einen fast verschollenen ostiranischen Dialekt; nur durch einen Zufall waren uns bei Albērūnī die Monatsnamen, wie sie in dieser Sprache lauteten, erhalten. Die Entdeckung des Soghdischen hat alsbald andere wichtige Entdeckungen nach sich gezogen. F. W. K. MÜLLERS Scharfsinn gelang der Nachweis, daß in der berühmten mehrsprachigen Inschrift von Kara-Balgassun, die über die Einführung des Manichäismus im Uigurenreiche berichtet, der schwer lesbare Text in uigurischen Charakteren, den man bisher als uigurisch angesehen hatte, in Wahrheit in Soghdisch abgefaßt sei; er konnte weiter feststellen, daß iranische Ausdrücke in chinesischen astrologischen Schriften des 8. Jahrhunderts nicht neupersisch, sondern wiederum soghdisch seien. Der Beweis, daß das Soghdische nicht nur von den Manichäern gebraucht wurde, sondern die allgemeine Verkehrssprache der iranischen Bewohner Turkistans war, während dem Pahlavi die Rolle einer Schriftsprache zukam, wurde durch andere Funde erbracht.

Unter den Handschriften, die aus dem Norden des Landes stammen, fanden sich Blätter in syrischer Schrift und Sprache, die, von SACHAU herausgegeben, sich als Reste von Gesangbüchern und Hudhrās der nestorianischen Christen entpuppten. Für die Tätigkeit der nestorianischen Mission, die von Assyrien und Babylonien ausgehend sich bis in das Innere Chinas erstreckte, zeugten weiter zwölf Blätter aus einem reizenden Büchlein, einer Pahlaviübersetzung der Psalmen mit den Kanones des Mār Abhā, die noch heute in der nestorianischen

Kirche in Gebrauch sind. Die Handschrift muß den Charakteren nach aus der Mitte des 6. Jahrhunderts stammen; die Übersetzung liegt aber etwa 150 Jahre vor den ältesten Handschriften des Pešitāpsalters und verspricht für die Geschichte und Textkritik des syrischen Originals von größter Bedeutung zu werden. Dazu kommen nun in syrischer Schrift, aber in einer Sprache, die sich durch gewisse Eigentümlichkeiten als eine jüngere Abart des manichäischen Soghdisch erweist, umfangreiche Bruchstücke eines Perikopenbuches, Stücke aus dem Glaubensbekenntnisse, aus Legenden und Märtyrerakten und anderer christlicher Literatur. Die meisten liegen jetzt von MÜLLER herausgegeben vor; sie zeigen, daß die Christen sich des Pahlavī und des Soghdischen genau so zur Verbreitung ihrer Lehre bedienten wie ihre manichäischen Rivalen.

Auch die dritte Religion, der Buddhismus, hat sich des Soghdischen zur Propaganda bedient. Stücke aus der Vajracchedikā, dem Suvarṇaprabhāsa u. a. enthält die Berliner Sammlung; die Höhle von Tun-huang aber ist die eigentliche Schatzkammer für die buddhistisch-soghdischen Texte gewesen, die in einer eigenartigen Schrift aramäischen Ursprungs geschrieben sind. Unter den von GAUTHIOT veröffentlichten Texten ist das interessanteste das Vessantarajātaka, dieses Prunkstück der erbaulichen Erzählliteratur, das uns hier in einer neuen Version entgegentritt. GAUTHIOT hat auch die älteste Form dieser Schrift und dieser Sprache in einigen Briefen wiedererkannt, die STEIN in der Wüste zwischen Tun-huang und dem Lop-nor zusammen mit chinesischen Dokumenten aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. entdeckte und die unzweifelhaft Jahrhunderte älter sind als die literarischen Texte. Nach alledem kann über den Charakter des Soghdischen heute kein Zweifel mehr bestehen: es war die Sprache der iranischen Bevölkerung von Samarkand und Ferghana, die vom 1. bis zum 9. Jahrhundert in Turkistan und weiter bis in die Mongolei und China als eine Art lingua franca gesprochen wurde; eins der STEINSCHEN buddhistischen Manuskripte trägt den Vermerk, daß es in Singanfu geschrieben sei. Anklänge an das Soghdische zeigen noch heute gewisse Dialekte in den Hochtälern des Pamir; insbesondere scheint das Yaghñōbī auf den Namen des Neusoghdischen Anspruch machen zu können.

Wenn ich noch erwähne, daß die STEINSCHEN Sammlung auch ein Dokument enthält, das, in hebräischen Lettern und nach Margoliouth um das Jahr 100 der Hedschra geschrieben, das älteste judäopersische und überhaupt das älteste neupersische Schriftstück ist, so mag das genügen, um die Bedeutung, die Turkistan für die Iranistik gehabt hat, zu ermessen, und doch verdankt eine andere Disziplin dem Lande vielleicht noch mehr, die türkische Philologie. Ihr mangelten alte Literatur-

werke bisher gänzlich; das früheste türkische Buch war das 1069 in Kaschgar verfaßte Qutadyu Bilig. Jetzt ist ihr aus dem alten Uigurenreiche eine Fülle von Handschriften und Blockdrucken zugeströmt, die der Sprache und größtenteils auch der Schrift nach zwei Jahrhunderte und mehr vor jenem Fürstenspiegel liegen. Eine stattliche Anzahl von Texten, und doch nur ein kleiner Teil des Vorhandenen, liegt uns in den Ausgaben von RADLOFF, THOMSEN, MÜLLER, VON LE COQ und STÖNNER vor. Die Schriftarten sind so abwechslungsreich wie ihr Inhalt. Man verwendete das manichäische Estrangelo, das sogenannte uigurische Alphabet, die Brähmī und die eigenartige Runenschrift, die der geniale THOMSEN vor zwanzig Jahren zuerst auf den Steinen am Orkhon und Jenissei gelesen hat. Inhaltlich scheiden sich die Texte nach den drei Religionen. Die christliche Literatur ist bisher allerdings nur spärlich vertreten; das größte Stück handelt von der Anbetung der Magier, die hier nach Weise der Apokryphen ausgeschmückt ist. Unter den buddhistischen Werken nehmen die Schriften der späteren Zeit einen breiten Raum ein: das Saddharmapundarika, das Suvarnaprabhāsaśūtra, von dem Berlin und Petersburg sich rühmen können, fast vollständige Manuskripte zu besitzen, Proben aus der Literatur der Reisesegen und der nicht immer erfreulichen Dhāraṇīs und daneben die Beichtformulare mit ihrer lebendigen Schilderung aller erdenklichen Sünden. Aber auch Fragmente von Interlinearversionen älterer Werke sind erhalten, nicht ohne Wert auch für die Originale, weil sie, obwohl zeitlich die jüngsten, zum Teil den ältesten erreichbaren Text wiedergeben. Literargeschichtlich am interessantesten sind allerlei Bruchstücke indischer Legenden; wer hätte es geahnt, daß man sich in Chotscho einmal die alte Sage des Mahābhārata erzählte von Bimbasena oder richtiger Bhīmasena und seinem Kampf mit dem Dämon Hidimba oder von der Gattenwahl indischer Prinzessinnen oder von dem König Caṣṭana, dem griechischen ΤΙΑΚΤΑΝΟC, und seiner Bezwingung des seuchenbringenden Rākṣasa? Auch von den Manichäern besitzen wir Beichtformulare, die sicherlich erst nach buddhistischen Mustern verfaßt sind, so das Chuastuanift mit seinem auch für die Dogmatik wichtigen Inhalt, und ein anderes, das die weitgehende Toleranz gegen den Buddhismus erkennen läßt: hier wird die Sünde, die einer gegen den eigenen Religionsgenossen begangen hat, in einem Atem mit der Sünde genannt, die sich einer durch Entheiligung eines dem Śākyamuni geweihten Ortes im Vihāra hat zuschulden kommen lassen. Dazu kommen Fragmente von Hymnen, Predigten, Göttergeschichten und dogmatischen Abhandlungen; auch ein vollständiges kleines Wahrsage- oder Traumbuch in Runenschrift, das an ähnliche Erzeugnisse Chinas erinnert, ist wohl manichäischen Ursprungs. Besonderer Wert kommt

zwei Berliner Blättern zu, die durch ihr Äußeres als manichäisch und nicht buddhistisch gekennzeichnet sind. Das eine erzählt von der Ausfahrt des Bodhisattva oder, wie er hier heißt, des Bodisav und seinen Begegnungen; das andere enthält die abstoßende Geschichte eines Jünglings, der in der Trunkenheit die verwesende Leiche einer Frau umfängt. Die letzte Geschichte ist ursprünglich buddhistisch; VON OLDENBURG hat aber darauf hingewiesen, daß sie auch als die erste Parabel in der persischen Version des Barlaam und Joasaph vorkomme. Dadurch wird die Vermutung MÜLLERS und VON LE COQS, auf die die eigentümliche Namensform Bodisav geführt hatte, daß uns hier Reste einer manichäischen Version des berühmten Romans vorliegen, so gut wie sicher. Dann ist es aber weiter auch nicht unwahrscheinlich, daß das Original ein manichäisches Werk, vielleicht in soghdischer Sprache war. Es wäre ein merkwürdiger Fall von ungewolltem Synkretismus, wenn die Manichäer bewirkt hätten, daß der Stifter des Buddhismus zum christlichen Heiligen wurde.

Es gibt auch von den übrigen Völkern des ostasiatischen Festlandes, die es zu einer eigenen Kultur gebracht haben, kaum ein einziges, das nicht literarische Spuren in Turkistan hinterlassen hätte. MÜLLER hat in gewissen Fragmenten die Schrift wiedererkannt, die die Hephthalitischen oder weißen Hunnen auf ihren Münzen verwenden. Wir haben mongolische Briefe und Blockdrucke in der rätselvollen tangutischen Schrift und Sprache. Zahlreich sind die tibetischen Handschriften, von denen erst wenig, Bruchstücke eines Sūtra und ein paar religiöse Gedichte, VON BARNETT und FRANCKE herausgegeben ist, und ungeheuer groß ist die Zahl der chinesischen Schriftstücke, von denen die ältesten, die STEIN aus dem Sande gegraben, jetzt in einer prachtvollen Publikation CHAVANNES' vorliegen. Von den Papierhandschriften scheinen einige bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. hinaufzugehen; sie sind jedenfalls die ältesten Papierproben der Welt, nur um Jahrzehnte von dem Zeitpunkte entfernt, da Ts'aj-lun seine Erfindung machte, die ein Segen für die Menschheit geworden ist, wenn wir auch über den Überschwang dieses Segens zu seufzen beginnen. Weit aus die meisten Urkunden sind aber auf Holztäfelchen, einige auch auf Bambusstäbchen geschrieben; sie zeigen uns den Zustand der ältesten chinesischen Bücher. Die Holzstückchen, von denen das älteste aus dem Jahre 98 v. Chr. datiert ist, stammen aus den Archiven der Garnisonen, die hier im äußersten Westen des Reiches an der großen Mauer stationiert waren. Wir erhalten die genauesten Aufschlüsse über das tägliche Leben dieser Militärkolonien in den ersten Jahrhunderten um Christi Geburt, über die Verpflegung, Löhnung und Bewaffnung der Soldaten, den optischen Telegraphendienst, die Postverwaltung — eine Ergänzung nach der realen Seite zu



dem Bilde, das Dichter einer späteren Zeit von den Mühsalen und Gefahren der Grenzwacht gegen die Barbaren des Westens entwerfen. Die Masse der späteren chinesischen Manuskripte scheint sich aus Werken des buddhistischen Kanons und geschäftlichen Dokumenten zusammenzusetzen. Daß sich aber auch unter sie gelegentlich ein Fremdling verirrt hat, zeigt eine Publikation, die vor fünf Jahren in Peking unter dem Titel »verlorene Bücher der Steinkammer von Tun-huang« erschien. Sie enthält einen manichäischen Traktat und ist ein erfreuliches Zeichen auch dafür, daß China gewillt ist, die ihm anvertrauten Schätze nicht nur zu hüten, sondern auch nutzbar zu machen.

Wenn ich von den Funden, die mich am nächsten angehen, zuletzt spreche, so geschieht es nur aus einer Art Höflichkeit, über deren Berechtigung sich vielleicht streiten läßt. An Bedeutung stehen die Handschriften in indischen Sprachen jedenfalls nicht hinter denen irgendeiner anderen Gruppe zurück. Historisches Interesse besitzen vor allem die Dokumente auf Leder und Holz, die STEIN am Niyafusse gefunden hat. Sie enthalten nach den von RAPSON und BOYER veröffentlichten Proben zu urteilen, Verfügungen und Berichte der Lokalbehörden, Vorladungen, Haftbefehle, offizielle und private Korrespondenzen, alles in Kharoṣṭhī geschrieben und in einem Prakritdialekte abgefaßt. Eigenartig ist die Form der Holzbriefe. Zwei Täfelchen, bisweilen rechteckig, öfter aber keilförmig, sind mit den Seiten, die die Schrift tragen, genau aneinandergelegt und durch einen Faden, der durch Löcher in den Täfelchen geht, verschnürt und mit einem Tonsiegel verschlossen, höchstwahrscheinlich eine auf China zurückgehende Erfindung. Die Zeit der Prakritdokumente wird durch chinesische Holztafeln bestimmt, die mit ihnen vermischt waren und von denen eine aus dem Jahre 269 n. Chr. datiert ist. Im 3. Jahrhundert saßen also in Khotan Inder, der Sprache und Schrift nach aus Gandhāra stammend, vermischt mit einer chinesischen Bevölkerung. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ein historisches Faktum der Sage zugrunde liegt, wonach Khotan in den Tagen des Aśoka von chinesischen Kolonisten unter Führung eines verbannten Sohnes des Kaisers besiedelt wurde und von den Bewohnern von Takṣaśilā, die der indische König, ergrimmt über die Blindung seines Sohnes Kunāla, die sie nicht gehindert hatten, in die Wüste im Norden der Schneeberge zu führen befahl. In den Kreisen dieser indischen Kolonisten ist sicherlich auch das Kharoṣṭhī-Manuskript des Dhammapada entstanden, das den Namen DUTREUIL DE RHINS' trägt. Es ist meines Erachtens keineswegs eine für den Privatgebrauch angefertigte Anthologie, sondern der Rest einer besonderen Überlieferung des Buddhawortes, der bisher freilich der einzige seiner Art geblieben ist.

Unendlich vermehrt haben sich dagegen seit der Zeit, da PISCHEL die ersten Blätter eines Blockdruckes des Saṃyuktāgama entdeckte, die Reste der kanonischen Literatur in Sanskrit. Was bisher aus Vinaya und Dharma von PISCHEL, LÉVI, FINOT und DE LA VALLÉE POUSSIN herausgegeben wurde, ist nur ein kleiner Teil von dem, was gerettet worden ist. Von dem Udānavarga, der allerdings das beliebteste Buch gewesen zu sein scheint, enthält allein die Berliner Sammlung weit über 500 Blätter und Bruchstücke von Blättern, die aus etwa 100 verschiedenen Handschriften stammen, so daß der Text nahezu vollständig herzustellen ist. PISCHEL erkannte, daß diese Reste dem im Original verlorenen Kanon der Schule der Sarvāstivādins angehörten. Er bemerkte auch schon, daß die Sanskrittexte nicht Übersetzungen des Pali-Kanons seien, des einzigen Kanons, der uns vollständig erhalten ist. Eingehendere Untersuchungen haben gezeigt, daß beide, der Sanskrit- wie der Pali-Kanon, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, die, wie Übersetzungsfehler beweisen, in dem östlichen Dialekt abgefaßt war, der in der Gegend von Buddhas Wirksamkeit als Umgangssprache gesprochen wurde. Das ist ein Ergebnis, das für die Geschichte des Buddhismus von einschneidender Bedeutung ist. Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, aus den Trümmern der Überlieferung den Kanon wieder zusammenzufügen, der in den ersten vorchristlichen Jahrhunderten in Magadhā bestand. Damit ist freilich das ursprüngliche Wort Gautamas noch nicht gewonnen; was der Buddha selbst gelehrt, wird stets ein Gegenstand der Spekulation bleiben, wenn ich auch nicht glaube, daß wir das Recht haben, schon jetzt resigniert unser ignorabimus zu bekennen. Was aber die Kirche von ihm lehrte in einer Zeit, in die keine direkte Urkunde zurückreicht, das ist jetzt durch die turkistanischen Funde in unsere Hand gegeben.

Und noch ein zweites Gebiet ist uns jetzt in ganz anderer Weise zugänglich geworden als bisher, das der vorklassischen Sanskritdichtung. Vor dreißig Jahren schien das Kāvya mit Kālidāsa zu beginnen, den man ins 6. Jahrhundert versetzte. Davor schienen Jahrhunderte völliger Unfruchtbarkeit zu liegen, und MAX MÜLLER prägte das Schlagwort von der Sanskrit-Renaissance. Jetzt kann es als sicher gelten, daß Kālidāsa am Anfang des 5. Jahrhunderts lebte, daß sein Name den Gipfelpunkt der höfischen Kunstdichtung bezeichnet, und daß ihr ein Frühling vorausging, herber, aber auch kräftiger und abendländischem Empfinden bisweilen sogar mehr zusagend als die Zeit, da sich die ganze, seltsam schimmernde Blütenpracht östlicher Rede entfaltete. Inschriften und ein paar glückliche Funde in Indien selbst haben uns die erste Kunde jener Frühzeit gebracht; Turkistan lehrt uns jetzt einen ungeahnten Reichtum an Hymnen, Epen, Novellen

und Anthologien kennen, die wahrscheinlich größtenteils dieser Periode angehören. Die Stoffe sind stets religiös, aber die Form ist die des weltlichen Kāvya. Das unterscheidet diese Dichtung von der altbuddhistischen. Die alte Kirche stand der Dichtung durchaus nicht feindlich gegenüber. Man machte sich die volkstümliche Gāthāpoesie zu eigen, indem man ihr ein buddhistisches Mäntelchen umhängte. Aber es erklingen daneben auch neue Töne. Gerade die ersten Zeiten tieferer religiöser Erregung haben große Dichter erstehen lassen, die allerdings noch nicht den Ehrgeiz besaßen, ihre Namen der Nachwelt zu übermitteln. Manche der Strophen, die sie dem Meister selbst oder seinen Jüngern in den Mund legen, gehören zu dem Schönsten, was die Literatur aller Zeiten hervorgebracht hat. Aber erst als man an Stelle der Volkssprachen das Sanskrit zur Kirchensprache gemacht hatte, zweifellos um der Lehre eine weitere Verbreitung zu sichern, erst da kam man dazu, nach den Regeln höfischen Sanges zu dichten. Wie sehr sich unter dem Einflusse dieser Kunstdichtung allmählich das Ohr selbst der Mönche in den turkistanischen Klöstern verfeinerte, zeigen unsere Handschriften. Unablässig hat man an den alten, vielfach noch unbeholfenen Übersetzungen der kanonischen Werke herumgebessert, um den Text in Sprache und Metrik mit den strengeren Anforderungen einer späteren Zeit in Einklang zu bringen.

Zwei Namen aus jener Frühzeit nennt das Mittelalter mit ehrfürchtiger Bewunderung, Mātr̥ceta und Āsvaghoṣa. Beide gehören, wie es scheint, dem Anfang des 2. Jahrhunderts an. Mātr̥cetas Ruhm gründet sich auf seine beiden Buddhahymnen, die nach I-Tsing im 7. Jahrhundert jeder Mönch in Indien, einerlei ob Anhänger des Hīnayāna oder des Mahāyāna, zu rezitieren wußte, und die zu der Legende Anlaß gaben, daß ihr Verfasser schon in einer Vorgeburt als Nachtigall den Buddha mit seinen Liedern erfreut habe. Sie waren bisher nur aus tibetischen und chinesischen Übersetzungen bekannt; aus den Fragmenten der Berliner Sammlung haben sich etwa zwei Drittel des Textes wiederherstellen lassen. Das Werk hat als frühestes Beispiel buddhistischer Sanskritlyrik bedeutenden literargeschichtlichen Wert, wenn uns auch der Enthusiasmus, mit dem I-Tsing von ihm spricht, nicht recht verständlich wird. Dogmatische Korrektheit wird uns kaum für die Monotonie entschädigen, mit der hier Beiwort auf Beiwort gehäuft wird; auch die Alamkāras, die den eigentlichen Schmuck des Kāvya ausmachen, sind nur spärlich verwendet. Unvergleichlich höher als Dichter steht jedenfalls Āsvaghoṣa. Von seinen im Original erhaltenen Epen, dem Buddhacarita und dem Saundarananda, liegen Bruchstücke auch aus Turkistan vor. Nur hier haben sich Reste seines aus dem Chinesischen bekannten Sūtrālamkāra erhalten, Palmblätter, zerfetzt

und zerstoßen, aber doch genug, um eine Idee des Stiles dieser Novellensammlung zu geben. Zu diesen gesellte sich ein ganz unerwarteter Fund, Reste von Dramen, von denen wenigstens eins im Kolophon ausdrücklich als sein Werk bezeichnet wird. Von den beiden Palmblatthandschriften, die sie enthalten, ist die eine ein in Zentralasien angefertigtes Palimpsest; die andere ist vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters im nördlichen Indien geschrieben, die älteste Brähmihandschrift, die wir kennen. Ein Blatt stammt aus einer dramatischen Allegorie; die Weisheit, die Standhaftigkeit und der Ruhm unterhalten sich über die Vorzüge des Buddha; vielleicht war das nur ein Voroder Zwischenspiel. Derbe Komik lassen die Fragmente des Dramas erkennen, in dem eine Hetäre die Hauptrolle zu spielen scheint. Das sicher von Aśvaghōṣa herrührende Drama behandelt die Geschichte der beiden Hauptjünger des Meisters, des Śāriputra und des Maudgalyāyana, bis zu ihrer Bekehrung. Zur Beurteilung der Individualität des Dramatikers Aśvaghōṣa reichen die Bruchstücke nicht aus, wohl aber gestatten sie wichtige Schlüsse für die allgemeine Geschichte des indischen Schauspiels. Wir finden hier, von unbedeutenden Abweichungen abgesehen, dieselben Formen wie in der klassischen Zeit. Die Rede ist in Prosa mit Versen untermischt; die Frauen und niederen Personen sprechen Prakritdialekte, die hier allerdings auf einer älteren Lautstufe stehen; die komische Person, der Vidūṣaka, ist auch hier schon ein ewig Hunger leidender Brahmane in der Begleitung des Helden, und die Art seiner Späße ist dieselbe wie in der Śakuntalā. Das alles zeigt, daß das indische Drama am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. schon vollkommen in seiner Eigenart ausgebildet war. Die von Gaṇapati Śāstri in Südindien aufgefundenen Dramen des Bhāsa, eines Dichters, den Kālidāsa selbst als einen Vorgänger erwähnt, haben das vollauf bestätigt.

Es ist ein buntes Bild, das die turkistanische Forschung uns darbietet, heute noch fast verwirrend in dem flackernden Lichte zufälliger Funde, das die vielen noch vorhandenen Dunkelheiten oft nur um so stärker empfinden läßt. Es wird noch jahrelanger Arbeit bedürfen, ehe wir klarer sehen lernen; wird das Ergebnis der Mühe entsprechen? Viele werden vielleicht mit einem Achselzucken antworten. Weitere Kreise haben kaum ein Verständnis für die Arbeit des Gelehrten, der sich mit den Völkern und Sprachen des südlichen und östlichen Asiens befaßt. Den Sinologen läßt man allenfalls gelten; das Chinesische ist ja »Kolonialsprache«. Der Sanskritist aber gilt ganz besonders als ein stiller Mensch, der in weltenfernen Räumen toten Göttern dient. Aber diese Götter sind nicht tot. Die Erkenntnis, die Gautama Buddha in der heiligen Nacht unter dem Bodhibaume erlangte, ist noch heute

das Credo von Millionen von Menschen, und tausend und abertausend Lippen stammeln noch heute bei Sonnenaufgang das Gebet, das vor Jahrtausenden ein Rsi schaute. Und jene Länder sind nicht mehr fern; nur noch 18 Tagereisen trennen uns von Colombo, in dessen Hafen die Dampfer ausruhen von ihrer Fahrt nach den Enden der Erde. Die Welt ist enger geworden; die Völker Asiens sind uns näher gerückt und werden uns noch viel näher rücken. Ob das zu einer friedlichen Durchdringung führen wird oder zum Kampfe, das weiß heute niemand. Uns aber erwächst jedenfalls die Pflicht, jene alten Kulturen verstehen zu lernen, sie verstehen zu lernen auf dem einzig möglichen Wege historischer Forschung. In der Geschichte dieser Forschung bildet auch die Entdeckung des turkistanischen Altertums und Mittelalters nur ein Kapitel, aber eines der wichtigsten. Wir freuen uns, daß wir zu denen, die die Bedeutung dieser Studien erkannt und hochherzig gefördert haben, auch Seine Majestät den Kaiser zählen dürfen. Sein Eingreifen hat nicht nur die wiederholte Aussendung von Expeditionen ermöglicht; seinem persönlichen Interesse verdanken wir es auch, daß der Akademie jetzt die Mittel zu Gebote stehen, die die wissenschaftliche Bearbeitung der Funde gestatten. So möge dieses Tages Feier ausklingen in ehrerbietigen Dank, mit dem sich der Wunsch verbindet, daß es uns vergönnt sein möge zu beweisen, daß der Ertrag die willig dargebrachten Opfer lohne.